

Es ist vielleicht die größte Stärke der Darstellung, wie die Geschichte der Revolutionen in Deutschland in einen europäischen und atlantischen Rahmen eingebettet werden. Immer wieder sind in den Text aufschlussreiche Seitenblicke auf Entwicklungen in anderen Ländern eingestreut. Dabei kommen die Parallelen nicht zu kurz, wenn etwa auch die illiberalen Traditionen in Frankreich, den USA und Großbritannien zur Sprache kommen. Freilich erklärt Winkler den deutschen Weg in den Nationalsozialismus an anderer Stelle doch mit Versatzstücken der Sonderwegsthese (S. 36, 99, 103), obwohl er den Begriff selbst nicht verwendet.

Das Buch bietet nicht nur einen souveränen Überblick über die historische Forschung zu einer Vielzahl von Themen. Es verbindet auch Komplexität mit Allgemeinverständlichkeit. Zudem wird die Geschichte der Deutschen und der Revolution ebenso analytisch tiefschürfend wie anschaulich aufgerollt.

---

*Katja Hoyer, Im Kaiserreich. Eine kurze Geschichte 1871–1918. Hamburg, Hoffmann und Campe 2024. 272 S., € 26,-. // DOI 10.1515/hzhz-2025-1033*

---

Christoph Nonn, Düsseldorf

Katja Hoyer hat bereits mit einem Buch über die DDR Aufsehen erregt. Kritiker bemängelten, dass darin soziale Geborgenheit und Überwachung in der Diktatur unverbunden nebeneinander standen. Dem Absatz des Buches hat das freilich nicht geschadet. Der Verlag bringt deshalb jetzt den in Großbritannien früher erschienenen Erstling der Autorin heraus. Der mag wirtschaftlich ebenfalls ein Erfolg werden, sachlich ist er es weniger.

Zunächst einmal finden sich faktische Fehler. Eine Karte zum „deutschen Kolonialreich im Jahr 1914“ (S. 174f.) verzeichnet etwa afrikanische Besitzungen, die zu diesem Zeitpunkt nicht deutsch waren. Auf einer anderen Karte liegt Sachsen in Thüringen (S. 16). Das Gespräch mit Wilhelm II., das zu Bismarcks Entlassung führte, fand am 15. März 1890 nicht „vor dem versammelten Kreis der militärischen und politischen Berater“ statt (S. 134), sondern unter vier Augen. Die preußische Landwehr bestand nicht aus Freiwilligen (S. 20). Otto von Bismarcks Vater war 1813 weit entfernt davon, „für die nationale Würde und Ehre“ Deutschlands „zu kämpfen und zu sterben“ (S. 19) – er blieb stattdessen auf seinem Landgut.

Vieles ist zumindest fragwürdig. Das Klischee, die Deutschen des Kaiserreichs hätten „eine Vorliebe für Ordnung, Disziplin und Militär“ gehabt, wird gleich mehr-

fach bemüht (S. 180f. u. 184). Als scheinbaren Beleg dafür erzählt Hoyer Carl Zuckermayers Version der Geschichte des „Hauptmanns von Köpenick“, die aber mit den tatsächlichen historischen Ereignissen wenig zu tun hat. Hinter die These, dass der gläubige Pietist Bismarck im Kulturkampf eine „Säkularisierung der deutschen Gesellschaft“ anstrebte, um „Religion durch Nationalbewusstsein zu ersetzen“ (S. 10, 96), kann man ebenfalls ein Fragezeichen setzen – zumal die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche in erster Linie ein liberales Projekt war. Und „erkannte Bismarck liberale Traditionen an, indem er ein allgemeines Männerwahlrecht einführte“ (S. 13)? Das ignoriert nicht nur die Abneigung vieler Liberaler gegen dieses Wahlrecht, sondern auch die von dem ersten Reichskanzler explizit geäußerte Erwartung konservativer Mehrheiten dadurch (S. 71).

Die junge Autorin neigt stark dazu, die Geschichte des deutschen Kaiserreichs als die alter Männer zu erzählen. Nicht nur heißt das umfangreiche Kapitel zu den Jahren 1871–1888 „Bismarcks Reich“. Zitate des ersten Kanzlers sind auch allen anderen Kapiteln vorangestellt. Nicht nur ist Bismarck in Hoyers Darstellung geradezu allmächtig, er hat offenbar auch die Ereignisse nach seinem Tod genau vorausgesehen. Nun ist dieses Bild des „Reichsgründers“ und großen Manipulators immer noch weit verbreitet. Es wurde von der klassischen national-borussischen Geschichtsschreibung ebenso bedient wie von der „Historischen Sozialwissenschaft“. Die Forschung hat aber doch solche geschichtspolitisch aufgeladenen Narrative vielfach mit guten Argumenten in Frage gestellt – angefangen bei Eberhard Kolb, der den Mythos, dass Bismarck den deutsch-französischen Krieg 1870 durch die „Emser Depesche“ auslöste, schon vor mehr als einem halben Jahrhundert an den zeitgenössischen Quellen widerlegt hat.

Wie schon in ihrem Buch zur DDR stellt Hoyer verschiedene Aspekte der Geschichte des Kaiserreichs weitgehend unverbunden nebeneinander. Das macht die Lektüre ebenso leicht wie ihr klarer, einfacher Schreibstil. Zusammenhänge und Querverbindungen bleiben dadurch allerdings unterbelichtet. So wird die Trennung Bismarcks und der Liberalen 1878 in einem Kapitel mit dem Titel „Sonderbare Bettgenossen“ so erklärt, dass der „in einem absolut realpolitischen Flow“ handelnde Reichskanzler „schlicht keine Verwendung mehr für den Liberalismus“ hatte: „Neue Dinge mussten in Angriff genommen werden, und deshalb waren neue Bündnispartner erforderlich“ (S. 80). Vier Kapitel weiter kommt dann in einem Abschnitt zur „Gesellschaft in Bismarcks Reich“ die Gründerkrise von 1873 zur Sprache, die „einen weitreichenden konservativen Gegenschlag gegen den Liberalis-

mus“ (S. 105) ausgelöst habe, ohne dass freilich ein Bezug zu konkreten politischen Entwicklungen wie den Mandatsverlusten der liberalen Parteien im Reichstag hergestellt würde.

Der weitgehende Verzicht darauf, Strukturen und Zusammenhänge aufzuzeigen, setzt sich in den nächsten Kapiteln fort. Das gleiche gilt für die personalisierende Perspektive „von oben“. Das Vierteljahrhundert zwischen 1890 und 1914 ist übertitelt mit „Wilhelms Reich“, und der Kaiser spielt darin denn auch die Rolle eines an allen möglichen Punkten auftauchenden Wiedergängers. Hoyer realisiert zwar durchaus, dass Wilhelm II. spätestens nach der Daily-Telegraph-Affäre 1908 „mündot gemacht und gegängelt wurde“ (S. 199). Dennoch folgt sie weitgehend der These John Röhls, der Kaiser habe „dem Zeitraum bis zum Ersten Weltkrieg seinen Stempel aufgedrückt“ (S. 138). Christopher Clarks abgewogeneres Urteil wird gerade noch zur Kenntnis genommen, der Rest der Forschung zu Wilhelm ignoriert.

Die Grundlage der Darstellung bildeten nach Ausweis des Literaturverzeichnisses gut 50 Bücher und knapp zwei Dutzend Aufsätze, erschienen zwischen 1843 und 2019. Darunter sind populärwissenschaftliche Veröffentlichungen, Handbücher, einige Spezialstudien, natürlich Biographien und Online-Publikationen wie die des Deutschen Historischen Museums. Neue Erkenntnisse sind auf einer solchen Grundlage vielleicht nicht zu erwarten.

Die These des Buchs bleibt jedenfalls unklar. In der Einleitung heißt es, Bismarck habe wie Wilhelm II. bewusst Konflikte geschürt, „um eine Plattform zu bekommen, mit deren Hilfe eine nationale Einheit geschaffen werden konnte [...], aber sie trugen beide (wissentlich oder nicht) dazu bei, die Saat für das wirtschaftliche und demokratische Schwergewicht zu legen, das Deutschland später werden sollte“ (S. 13). Am Ende schließt sich dann mit Bezug auf das „Blut und Eisen“, das im Ersten Weltkrieg „gezahlt“ worden sei, der Vorhang mit den dramatischen Worten: „Bismarcks Vermächtnis lebte weiter“ (S. 255). Und betroffen sieht man alle Fragen offen.